



BIROn - Birkbeck Institutional Research Online

Connell, Sophia M. (2021) Frauen. In: Corcilius, K. and Rapp, C. (eds.) Aristoteles-Handbuch: Leben — Werk — Wirkung. Stuttgart, Germany: J.B. Metzler, pp. 243-249. ISBN 9783476057419.

Downloaded from: <https://eprints.bbk.ac.uk/id/eprint/31859/>

Usage Guidelines:

Please refer to usage guidelines at <https://eprints.bbk.ac.uk/policies.html>
contact lib-eprints@bbk.ac.uk.

or alternatively

Aristoteles über Frauen

Sophia M Connell

Die Aussagen des Aristoteles über Frauen sind berüchtigt. Er bezeichnet sie als unvollkommen und als von Natur dem Mann untergeordnet. Als herausragender Naturwissenschaftler bietet Aristoteles uns jedoch auch eine Beschreibung und Erklärung der biologischen Verfasstheit weiblicher Lebewesen, zumindest in einem gewissen Umfang. Weibliche Lebewesen, so sagt er, seien generell „gleichsam deformiert“ (*pepêrômena*) (De gen. anim. II 3, 737a22-29; IV 4, 775a15-16), hätten eine passive Rolle in der Reproduktion, ein empfindlicheres Gemüt und ein kühleres Temperament als ihre männlichen Gegenstücke. Diese Unterschiede zum Mann, die der Frau als weiblichem Lebewesen von Natur aus zukommen, sollten also eigentlich auch die Grundlage für die von Aristoteles behauptete untergeordnete gesellschaftliche Rolle der Frau bilden. Es ist allerdings nicht auf den ersten Blick ersichtlich, wie diese Begründung aussieht. Eine umfassende, einheitliche Theorie der Frau, die klar angibt, warum sie dem Mann untergeordnet ist, hat uns Aristoteles nicht hinterlassen; eine "Abhandlung über Frauen", hat er nie geschrieben. Aristoteles' Frauenbild muss deshalb aus Kommentaren und Bemerkungen aus verschiedenen seiner Werke rekonstruiert werden. Da Frauen weibliche Lebewesen sind, müssen dabei auch Aussagen über weibliche Lebewesen im Allgemeinen berücksichtigt werden, wenn diese vermutlich auch nur in sehr spezieller Weise auf Frauen anzuwenden sind. Themen und Ziele der Schriften, in denen sich Bemerkungen über weibliche Lebewesen finden, weichen allerdings stark voneinander ab, sodass Spannungen zwischen verschiedenen Textstellen entstehen können und daher stets der individuelle Kontext beachtet werden muss. Wenn Aristoteles Frauen daher als „gleichsam deformierte“ Männer bezeichnet, steht dies zunächst in Spannung mit seiner teleologischen Erklärung natürlicher Arten und bedarf deswegen der Qualifikation (wie Aristoteles es durch seine Formulierung „gleichsam deformiert“ ja auch selber tut). Wenn nämlich, wie in Aristoteles' Naturteleologie gelehrt, jede Spezies in der Natur immer, oder doch zum größten Teil, auf die Verwirklichung des ihr innewohnenden Zwecks hinstrebt, darf die Deformation der Frauen, die ja immerhin meistens die Hälfte der Population einer Spezies ausmachen, nicht so aufgefasst werden, dass für sie diese Verwirklichung unmöglich ist. Es ist vielmehr anzunehmen, dass es sich um eine „Als-ob-Deformation“ handelt, die die Frau nicht daran hindert, die eigene Natur zu verwirklichen, wenn sie dabei auch auf gewisse Weise dem Mann unterlegen bleibt. Hier lassen sich Parallelen zu Aristoteles Aussagen ziehen, dass Frauen besondere gesellschaftliche Rollen erfüllen, die diejenigen der Männer ergänzen, ihnen dabei aber unterlegen bleiben.

1. Aristoteles Biologie der weiblichen Natur

Die grundlegende Rolle und auch der Zweck weiblicher Tiere in Aristoteles Biologie ist reproduktiv. Darüber enthalten seine Werke aber auch Hinweise zur Physiologie der Frauen, ihrer Psychologie und zu ihrem Verhalten. Dies gilt besonders für *Über die Entstehung der Tiere* (De gen. anim.), *Über die Teile der Tiere* (De part. anim.) und der *Historia Animalium* (Hist. Anim.). In dem nun folgenden Versuch, die Aussagen über Frauen aus den verschiedenen Schriften zusammenzubringen, ist es, wie gesagt, wichtig, sich über deren jeweilige Kontexte ins Klare zu setzen.

In der *Historia Animalium* finden sich eine breit angelegte Sammlung an Fakten über männliche und weibliche Lebewesen. Sie entstammt entweder Aristoteles' eigener Naturbeobachtung, oder wurde von anderen Forschern übernommen. Daraus wird die Sektion aus Buch VIII(IX) für die Darstellung der aristotelischen Position zum weiblichen Charakter am häufigsten herangezogen. Sie enthält allerdings lediglich eine Beschreibung der Charakterunterschiede der Lebewesen. Ein dieser Faktensammlung entsprechender aitiologischer, d.h. die beschriebenen Fakten erklärender Traktat existiert nicht. Jeder Versuch, Aristoteles' Erklärungen für besagte Charakterunterschiede anzugeben, muss daher spekulativ bleiben. Auffällig ist, dass in den Beschreibungen einiges anklingt, was auch sonst in der zeitgenössischen Literatur über den Charakter von Frauen sowie über die Frustrationen, die mit ihrer subordinierten Rolle verbunden sind, zu finden ist. Frauen seien demnach mitfühlend, fürsorglich und intelligent, aber auch durchtrieben und gehässig (Hist. Anim. VIII(IX) 1, 608a24-608b2). Auch in den übrigen biologischen Schriften lässt sich außer den bereits genannten Hinweisen keine direkte Erklärung für das Zustandekommen der geschlechtsspezifischen Charaktereigenschaften finden.

Ein Hinweis lässt sich allerdings in *Über die Teile von Tieren* ausmachen. Hier wird die Funktion von Körperteilen behandelt, wobei betont wird, dass der Körper und seine Teile der Seele wegen existieren (De part. anim. I 5, 645b17-19). So wird erwähnt, dass verschiedene Blutzusammensetzungen verschiedenen psychologischen Vermögen und Charaktereigenschaften zugrunde liegen (De part. anim. II 2, 648a3-11). Dass Mann und Frau sich in ihrer Blutkonsistenz unterscheiden, erklärt womöglich auch die Charakterunterschiede, die in der *Historia Animalium* dargestellt werden. Außerdem kann aus diesem Zusammenhang seelischer und körperlicher Funktionen geschlossen werden, dass die Blutzusammensetzung des Menschen im Dienst seines rationalen Seelenteils auch Intelligenz begünstigt (EN I 6; De part. anim. II 2). Aristoteles selbst unternimmt allerdings nirgends Erklärungsversuche dieser Art.

Der Hauptteil von *Über die Entstehung der Tiere* widmet sich einer Erklärung der Fortpflanzung bei Lebewesen im Allgemeinen. Außerdem wird die Frage beantwortet, warum es überhaupt zwei voneinander getrennte Geschlechter gibt, was einmal durch die Zweckursache (De

gen. anim. II 1) und einmal durch die Materialursache begründet wird (De gen. anim. IV 1-2). Dabei wird nahegelegt, dass es für männliche Tiere besser ist, von den weiblichen Tieren getrennt zu sein, weil sie diesen überlegen seien. Durch die Materialursache wird außerdem erklärt, dass die Entwicklung von männlichen und weiblichen Körpern auf verschiedene Temperaturumstände während der Empfängnis zurückzuführen ist, die bewirken, dass sich unterschiedliche Organe und Physiologien entwickeln.

2. Geschlechtsunterschiede bei der Zeugung

Aristoteles Darstellung der Entstehung der Lebewesen folgt seiner naturwissenschaftlichen Methode, indem er mit dem Vertrauten und unmittelbar Verständlichen beginnt und auf das weniger offensichtliche, aber grundlegendere Wahre hinarbeitet: den Ursachen und Prinzipien, die den Phänomenen zugrunde liegen (s. IV 20). So beginnt er mit der Beschreibung und Katalogisierung der Unterschiede in den Körperstrukturen von männlichen und weiblichen Tieren, wobei er sich auf ihre Fortpflanzungsorgane konzentriert, also Penis, Hoden und Samengänge beim Männchen sowie Gebärmutter, Vagina und Brüste beim Weibchen (De gen. anim. I). Aus der Beobachtung, dass bis auf wenige Ausnahmen alle Tierarten zwei Geschlechter haben, schlussfolgert er, das Männliche und Weibliche seien die Prinzipien der Zeugung (*tês geneseôs archas*, De gen. anim. I 2, 716a5), welche der Fortpflanzung zu Grunde liegen. Dass es Lebewesen ohne Trennung in Individuen unterschiedlicher Geschlechter gibt, erklärt er dadurch, dass bei diesen beide Prinzipien in einem Individuum zusammenkommen. Das männliche und das weibliche Prinzip kommt allen sublunaren Lebewesen zu, um ihrer jeweiligen Art fortwährende Existenz zu sichern. Die Zeugung und Entstehung der Lebewesen wird durch die Aktivität der Ernährungsseele bewerkstelligt. Im Streben danach, ein anderes Exemplar derselben Spezies zu produzieren, stellt sie ein Residuum aus der Nahrung her, das dem Vermögen nach von derselben Spezies ist wie das Lebewesen, von dem es herkommt. Im Prozess der Zeugung und Entstehung erfüllen Männchen und Weibchen einer gegebenen Spezies unterschiedliche, aber komplementäre Funktionen. Weibliche Tiere sind kälter als die Männchen ihrer Spezies. Sie produzieren daher Reste aus ihrem Blut, die nicht so fest verkocht und verdichtet sind wie die Produkte aus dem Blut männlicher Tiere. Aristoteles glaubt, dass diese Reste in dem weibliche Menstruationsblut bestehen. Er scheint sich nicht bewusst zu sein, dass die Menstruation etwas ist, das nur bei sehr wenigen Tieren vorkommt; vom Menschen als Paradigma leitet er ab, dass alle weiblichen Tiere dem Menstruationsblut analoge Flüssigkeiten besitzen, auch wenn diese nicht immer in regelmäßigen Abständen ausgeschieden werden. Der Prozess der Entstehung der Körperteile und der zugehörigen Seelenfunktionen des Embryos aus dem vom Weibchen bereitgestellten Material wird durch das Männchen angestoßen. Die weiblichen

Lebewesen liefern den Stoff, der dem Vermögen nach ein Lebewesen werden kann, die männlichen den Bewegungsursprung für die substantielle Veränderung des Stoffes, durch welche die artspezifische Form in diesem verwirklicht wird. Dies beginnt mit der Entstehung des Herzens (De gen. anim. II 6). Häufig wird diese Veränderung mittels des Instruments der vegetativen Seele, des Samens (*gonê*), eingeleitet; bei einigen Arten, insbesondere bei Insekten, genügt es, dass das Weibchen ohne dieses Instrument das Material nur in die Nähe des männlichen Prinzips bringt (d.h. zum Herz- oder Herzanalog), wo dieses direkt auf es einwirkt.

In einigen Arten üben die Geschlechter im Prozess der Zeugung über die Empfängnis hinaus verschiedene Funktionen aus. Beispielsweise liefert das Weibchen bei eierlegenden Arten genug Material, um das Wachstum und die Entwicklung des neuen Tieres zu gewährleisten, bis es geschlüpft ist, wobei es manchmal zusätzliche Erwärmung herbeiführt, indem es sich auf das Ei setzt. Bei lebendgebärenden Tieren bietet das Weibchen dem Ungeborenen einen Platz in seinem Körper und versorgt es während der gesamten Trächtigkeitsdauer über die Nabelschnur mit Nahrung. Bei Säugetieren wird die Menstruationsflüssigkeit zudem weiter verarbeitet, um den Säuglingen auch nach ihrer Geburt in Form von Muttermilch ideale Nahrung zu bieten. Das Männchen trägt kein Material zur Zeugung bei.

Dass beide Geschlechter dem Zweck der Fortpflanzung der Art dienen, erklärt allerdings noch nicht, warum Männchen und Weibchen im Tierreich so häufig als verschiedene Individuen vorkommen. Schließlich könnten das männliche und weibliche Prinzip, wie bei Pflanzen, ja auch in einem einzigen Lebewesen vereint auftreten. De gen. anim. II 1 erklärt diese Trennung der Geschlechter durch die Zweckursache.

Insofern aber die erste bewegende Ursache, in welcher der Begriff und die Form liegt, ein Höheres und Göttlicheres ist, als der Stoff, so ist es auch besser, dass das Überlegene vom Unterlegenen getrennt ist; deswegen ist überall da, wo es angeht und soweit es angeht, das Männliche von dem Weiblichen getrennt. Denn ein Höheres und Göttlicheres ist das Prinzip der Bewegung, welches als Männliches den werdenden Geschöpfen zu Grunde liegt, während das, was als Weibliches zu Grunde liegt, Stoff ist (De gen. anim. II 1, 732a4-9).

Damit das Bessere vom Schlechteren soweit wie möglich getrennt wird, existieren Männchen und Weibchen in getrennten Körpern. Die Tatsache, dass das Männliche die bewegende Ursache ist (*kinoun kai poioun*; De gen. anim. I 21, 729a24-31) und kein Material zur Zeugung beiträgt (De gen. anim. I 21, 729b18-20), begründet dabei seine Überlegenheit gegenüber dem Weiblichen. Die Rolle des Männchens darf aufgrund dieser Aussage allerdings nicht überbewertet werden, etwa indem

man annimmt, dass es jede Spezifikation an einem vollkommen passiven und untätigen Stoff liefert, der selbst keine positiven Eigenschaften besitzt (wie z.B. Sissa 1992, 70; Cavarero 1995, 106). Das Männchen ist auf das besondere Material des Weibchens angewiesen. Es handelt sich dabei keineswegs um träges, etwa Steinen, Zement usw., vergleichbares Material, sondern um einen aus dem Ernährungsprozess des Weibchens hervorgehenden hochspezialisierten Stoff, der dafür gedacht ist, zu den ihr, als dem Lebewesen, das sie ist, eigenen funktionalen Körpereilen zu werden (De gen. anim. II 6 ,740b19-20).

Das allerdings wirft die Frage auf, wie Aristoteles von der männlichen Überlegenheit bei der Zeugung ausgehen kann. Beide Geschlechter sind für die Zeugung notwendig. In diesem Sinn dürfen Weibchen auch nicht als deformierte oder als nicht vollständig entwickelte Männchen betrachtet werden, da sie Vollmitglieder der betreffenden Art sind (Met. XI 9, 1058a29-b25; De gen. anim. I 23, 730b32-731a1; Deslauriers 1998) und überdies funktionierende Fortpflanzungsorgane besitzen (De gen. anim. IV 1, 766a3-6). Für die Art und deren Fortbestand ist das Weibchen also gut, oder zumindest notwendig (De gen. anim. IV 3, 767b9-10). Wie ist dann aber die Behauptung zu verstehen, es sei besser ein männlicher Erzeuger zu sein? Um dies zu begründen, muss Aristoteles sich auf die Ebene einzelner Lebewesen begeben. Obwohl Männer und Frauen stets in jedem Schritt der Zeugung komplementäre Beiträge leisten, ist es für Aristoteles nicht untypisch, diese zu hierarchisieren. Im Allgemeinen stellen die aktiven und passiven Komponenten, die jeder Verwirklichung oder Veränderung zugrunde liegen, bessere und schlechtere Elemente dar (Lefebvre 2018). Dieser metaphysische Kontrast manifestiert sich auch bei den Tieren, indem es für jedes einzelne Lebewesen immer besser ist, aktiver Akteur als passiv Leidendes zu sein (Met. XII 6; vgl. De gen. anim. I 20, 729a27-32; II 4, 740b22-25). Die Umstände, die dazu führen, dass die für sich betrachtet schlechter dran seienden Weibchen hervorgebracht werden, könnte man als indirekte Teleologie charakterisieren; ein weibliches Tier ist zwar in jedem Einzelfall ein zufälliges Produkt der niedrigen Temperatur bei der Empfängnis, die Natur nutzt dies aber für einen guten Zweck. (Connell, 2016, 285; Gelber 2018, 186-7). So ist die Geburt als Frau zwar ein erfolgreiches Ergebnis der Fortpflanzung, aber auch eines von zweiter Güte, da es für das jeweilige Individuum besser gewesen wäre, als Mann geboren worden zu sein.

Diese auf dem Gedanken der metaphysischen Überlegenheit des Mannes fußende Erklärung, warum es getrennte männliche und weibliche Lebewesen gibt, begründet allerdings nicht die soziale Rolle der Frauen im menschlichen Stadtstaat. Das männliche Tier ist metaphysisch überlegen, weil es im gemeinsamen Projekt der Zeugung die aktive Komponente stellt. Aristoteles sagt weder in seinen biologischen Schriften noch in der Politik, dass dies irgendwelche Folgen für die Rolle der Frau im Staat hätte.

Die Begründung für die sozialen Unterschiede muss also an einer anderen Stelle zu finden sein. Hinweise bieten die physiologischen Besonderheiten der Frau, mit denen Aristoteles bestimmte psychologische Verhaltensmuster verbindet. Obwohl sich Aristoteles zwar auch nicht explizit äußert, spricht doch einiges dafür, hier implizit angelegte Verbindungen zu sehen.

3. Weibliche Physiologie

Für Aristoteles ist die Seele die Verwirklichung einer bestimmten Art von Körper (De an. II 1, 412a20-21, b5-6). Das bedeutet, dass allgemeine Eigenheiten des weiblichen Körperbaus gegenüber dem männlichen uns Hinweise auf spezifische psychologische Veranlagungen geben sollten.

In seiner Darstellung des Geschlechtsunterschieds (De gen. anim. IV, 1-2) erklärt Aristoteles, dass bestimmte Umstände bei der Empfängnis dazu führen, dass Männer und Frauen unterschiedliche Fähigkeiten zur Verarbeitung von Blutresten besitzen. Laut Aristoteles soll dies zwei Haupteffekte auf die jeweilig entstehenden Körper haben. Zum einen werden männliche und weibliche Lebewesen später verschiedene Arten von Samen produzieren, so dass jeweils verschiedene, zur Art des Samens passende Behälter für deren Aufbewahrung im Körper ausgebildet werden. So wird der männliche Körper Samenleiter entwickeln und der weibliche Körper eine Gebärmutter für die Menstruationsflüssigkeit. Andere Theoriker haben sich auf diese Körperteile konzentriert. Aristoteles argumentiert jedoch, dass dies falsch ist, da die Unterschiede in den Reproduktionsorganen sekundär seien und sich aus den Funktionsunterschieden des Männlichen und Weiblichen ableiten ließen (De gen. anim. IV 1, 764b36-765a1). Der zweite Effekt sind feinere Unterschiede in der Zusammensetzung der Körper. So sind die Blutgefäße, die Haut und das Fleisch des Weibchens dünner, weicher und flüssiger und ihr Körper kleiner (Connell 2016, Kap. 8.3). Dies bedeutet, dass die Sinnesorgane der weiblichen Tiere feiner sind und dünnere Membranen besitzen, was sie besser geeignet macht, die in allen Sinnesmodalitäten auftretenden Unterschiede zu erfassen (De gen. anim. I 19, 727a14-18; V 5; De an. II 19, 421a17-22, De part. anim. II 16, 660a11-13). Auch in *Über die Teile der Tiere* wird das Blut als materielle Grundlage für sensorische Informationen angesehen und zur Erklärung gewisser Unterschiede zwischen den Geschlechtern herangezogen. Da weibliches Blut dünner und kälter als männliches Blut ist, tendieren Frauen dazu, intelligenter zu sein (De part. anim. II 2, 648a3-4), aber auch schüchterner, da ihr Blut nicht dick und fasrig ist, was die Fähigkeit zu Mut oder Zorn einschränkt (De part. anim. II 2, 650b27-35).

Man ist oft davon ausgegangen, dass Aristoteles' biologische Theorie dem Weibchen weniger Intelligenz zuspricht als dem Männchen (Tuana 1994, Green 1992, Leunissen 2017, Kap. 6). Diese Textstellen widerlegen diese Auffassung jedoch. In seinen biologischen Arbeiten weist Aristoteles an bestimmten Stellen darauf hin, dass die Körper weiblicher Tiere in vielerlei Hinsicht

entwickelter sind als die der Männchen. Die kleinere Größe des weiblichen Gehirns ist hier ohne Aussagekraft. Es handelt sich dabei um eine bloße Konsequenz ihres schwächeren (und daher weniger der Kühlung bedürftigen) Herzens: Für Aristoteles ist das Herz nicht der Sitz der kognitiven Fähigkeiten (PA II 7, 652b2-23). Rein körperlich betrachtet, ist die Frau noch mehr als der Mann zur Intelligenz veranlagt (Levy 1990).

4. Weibliche Psychologie

Die Darstellung der Charakterunterschiede zwischen männlichen und weiblichen Tieren in der *Historia Animalium* bestätigt dieses Bild einer besseren physiologischen Geeignetheit weiblicher Lebewesen zur Intelligenz.

Der Charakter der Weibchen ist nämlich durchgängig sanfter, sie lassen sich leichter zähmen, eher anfassen und sind gelehriger; so haben zum Beispiel die Lakonischen Hündinnen bessere Anlagen, als die Männchen... Alle Weibchen sind weniger mutig, als die Männchen, mit Ausnahme des Löwen und Leoparden, deren Weibchen für tapfer gelten. Bei den übrigen Tieren sind die Weibchen feiger, böartiger, verschlagener, voreiliger und eifriger auf die Ernährung ihrer Jungen bedacht; die Männchen hingegen heftiger, wilder, offener und weniger hinterlistig (Hist. Anim. VIII(IX) 1, 608a 25-608b4).

Diese Charaktereigenschaften deuten darauf hin, dass weibliche Lebewesen fähiger zur Intelligenz und gleichzeitig weniger temperamentvoll sind als männliche. Die Fähigkeit, gezähmt zu werden, anstatt wild zu bleiben, ist ein Hinweis auf Intelligenz (vgl. Hist. Anim. VII 46 über Elefanten) und die Pflege der Jungen, die im Wesentlichen von weiblichen Tieren durchgeführt wird, ist mit "praktischer Intelligenz" (*phronêsis*) verbunden. Bedächtigkeit bezüglich der Nachkommen zeigt sich vor allem bei weiblichen Vierbeinern und Vögeln (Hist. Anim. VIII 5, 611a16; VIII 6, 612a2; 613b32f.; De gen. anim. III 2, 753a7-17). Allerdings verbindet Aristoteles die Kombination aus der Fähigkeit zu Intelligenz und dem Mangel an Mut bei weiblichen Tieren auch mit schlechten Charaktereigenschaften. Weibchen seien so „böartiger“ und „voreiliger“. Wenn Aristoteles die menschliche Frau beschreibt, scheint er diese negativen Eigenschaften noch stärker zu betonen:

So ist die Frau mitleidiger und mehr zu Tränen geneigt, als der Mann, ferner neidischer und misshütlicher, schmähstüchtiger und zänkischer. Außerdem ist sie mutloser, verzagter, schamloser, mehr zur Lüge geneigt, betrügerischer und nachtragender... Dagegen ist der

Mann, wie gesagt, mehr zum Helfen geneigt und tapferer als das Weibchen (Hist. Anim. IX 1, 608b8-16).

Zwar steht diese Darstellung im Einklang mit der physiologischen Beschreibung der Frau, dem Text lässt sich aber nicht entnehmen, ob Aristoteles dachte, dass diese Charaktereigenschaften fest veranlagt sind. Seine Politik und Ethik lassen vielmehr darauf schließen, dass sie nicht unvermeidbar sind, sondern durch Erziehung und vernünftige Entscheidungen verändert werden können.

5. Frauen in Aristoteles Ethik und Politik

Aristoteles Aussagen über die physiologischen, psychologischen und charakterlichen Unterschiede können nun mit der gesellschaftlichen Rolle der Frau in Beziehung gesetzt werden. Aristoteles betont in der *Politik*, dass Frauen ihre Rolle im Stadtstaat erfüllen müssen, was in erster Linie bedeutet, Ehefrauen von Bürgern zu sein. Dabei ist er, im entschiedenen Gegensatz zu Platon, gegen alle Freiheiten, die zu einem öffentlichen politischen Engagement von Frauen führen. (Pol. II 4, 1269b13-1270a17). Frauen sollen eine rein private Rolle einnehmen, Haushalte führen, Sklaven verwalten, Kinder gebären und erziehen. Dazu müssen sie diesen Rollen entsprechende Tugenden entwickeln.

In *Politik* I. 12-13 macht Aristoteles zwei zentrale Behauptungen zum politischen Status von Frauen:

(1) Von Natur aus herrschen die Männer und Frauen werden beherrscht (Pol. I 12, 1259b2-3; vgl. Pol. I 3, 1253b4-8; I 12, 1259a37-b4), was bedeutet, dass Frauen und Männer verschiedene Tugenden haben (Pol. I 12, 1259b36-38; I 13, 1260a14-24).

(2) Frauen haben zwar das Vermögen zur Überlegung (*bouleutikon*), aber ohne Autorität (*akros*) (Pol. I 13, 1260a13).

Die meisten Forscher verstehen (2) als Rechtfertigung für (1). Frauen sollen regiert werden und ihre eigenen Tugenden haben, die denen der Männer untergeordnet sind, weil ihre Entscheidungen keine Autorität haben. Es gab mehrere Versuche, diese Rechtfertigung mit dem in Verbindung zu bringen, was Aristoteles in seinen biologischen Werken über weibliche Lebewesen sagt. Dabei wurde entweder eine gründliche physiologische Grundlage für (2) gesucht, oder es wurde behauptet, dass es keinen Zusammenhang mit der Biologie gebe und es sich dabei lediglich um soziale Imperative handle (vgl. Tuana 1994, Modrak 1998, Leunissen 2017; für das Letztere, Deslauriers 2009, Saxonhouse 1985). Das noch überzeugendste Argument für Ersteres stützte sich auf die Behauptung, dass Frauen chronisch willensschwach seien, was sie unfähig mache, bei ihren einmal gefassten Überlegungen zu bleiben. Dies wurde auf ihre Unfähigkeit zurückgeführt, körperliche Schmerzen

auszuhalten. Die Charakterisierung der Frau als „weicher“ als Männer aus der *Historia animalium* sei moralisch gemeint und unvermeidlich (Fortenbaugh 1977, Nielsen 2015, Leunissen 2017). In der Konsequenz wären Frauen dann aber auch unfähig, praktisch intelligent, tugendhaft oder glücklich zu sein. Das widerspricht Behauptung (1) aber eher, als sie zu begründen. Denn (1) setzt voraus, dass Frauen zur Tugend fähig sind, auch wenn sich ihre Tugenden in ihrer Art (*eidei*) von denen der Männer unterscheiden (Pol. II 2, 1277b20-25; vgl. EN VIII 12, 1162a20-22; Deslauriers 2003). In der *Politik* sagt Aristoteles, dass die Frau eines Bürgers die Tugenden eines freien Bürgers habe (Pol. I 13, 1260a19ff., b19-21) und außerdem, dass Tugend und Glück sowohl für männliche als auch weibliche Bürger angestrebt werden (Pol. VII 9, 1329a20-22), da es schädlich wäre, einen Teil der Bevölkerung unberücksichtigt zu lassen (Pol. II 9, 1269b15-18). Was ihre moralische Schwäche betrifft, so scheinen Frauen zwar anfälliger für „schwache“ Akrasie (Willensschwäche) (in Bezug auf Lust und Schmerz) zu sein als für impulsive (auf Zorn basierende) Unbeherrschtheit (s. IV 42), das heißt jedoch genauso wenig, dass sie ihr unvermeidlicherweise erliegen, wie es heißt, dass alle Männer stets impulsive Akratiker sind. Außerdem müssen mit Blick auf praktische Überlegung Frauen, um ihren Männern bzw. der Gesellschaft nützlich zu sein, in der Lage sein, mit sich zu Rate zu gehen und die nötige Autorität haben, in der Abwesenheit des Mannes den Haushalt zu führen (Pol. II 2, 1277b24-25; Levy 1990, 405). Außerdem ist nicht zu vergessen, dass es der Fürsorge der Frauen obliegt, sich um die Früherziehung der zukünftigen Bürger und Bürgerinnen zu kümmern (s. insbesondere EN VIII 8, 1159a27-34; Connell 2019; Levy 1990, 408). Es kann daher nicht sein, dass Frauen von Natur aus nicht zur Tugend fähig sind.

Obwohl der Mangel an Autorität der Frau also nicht auf ihre Unfähigkeit zu Intelligenz oder Tugend zurückzuführen ist, kann er auch nicht bloß sozial konstruiert sein. Die zweite der oben genannten Optionen, nämlich zu bestreiten, dass eine Verbindung zwischen der biologischen Natur des Weiblichen und ihrer sozialen Rolle vorliegt, ist zwar attraktiv, weil man dadurch die Konsequenz vermeiden kann, dass Aristoteles dogmatisch von der Annahme ausgeht, Frauen seien fehlerhaft und herrschaftsunfähig (Deslauriers 2009, 215). Angesichts von Aristoteles' starken Annahmen über die physiologischen Grundlagen der meisten seelischen Aspekte handelt aber nicht um eine wirklich vertretbare Position. Es sollte aber möglich sein, eine andere Erklärung für den Zusammenhang der sozialen Rolle der Frau mit ihrer natürlichen Verfassung zu finden als ihnen prinzipiell die Fähigkeit zur Tugend abzusprechen.

Dieser Zusammenhang wird darin zu verorten sein, dass Frauen für Aristoteles von Natur aus nicht in der Lage sind, der Dominanz der stärkeren und aggressiveren Männer wirksam widerstehen zu können, da sie kleiner, körperlich schwächer und weniger temperamentvoll sind (Levy 1990, 406). Damit erklärt sich nicht nur, warum sie regiert werden (1), sondern auch, warum ihre praktischen

Überlegungen keine Autorität haben (2). Die besagten Unzulänglichkeiten der Frauen sind im Grunde also auf natürliche Grundlagen dieser Art zurückzuführen. Obwohl die metaphysisch überlegene Rolle des aktiven Akteurs bei der Zeugung damit also nicht der Grund für die politische Dominanz des Mannes in der politischen Sphäre ist, so lässt sich doch eine strukturelle Ähnlichkeit feststellen. So wie die Zeugung komplementäre männliche und weibliche Prinzipien erfordert, die hierarchisch organisiert sind, so erfordert auch die *Polis* komplementäre und hierarchisch organisierte Rollen für Männer und Frauen als Grundlage der politischen Struktur – Männer herrschen daher über Frauen (Pol. I 2, 1252a25-31).

Alle Menschen, die entweder als Männer oder als Frauen vorkommen, sind von Natur aus geeignet, die *Polis* zu bilden und zu bewahren (Pol. I 2, 1252b30-1253a4), und dies erfordert unterschiedliche und komplementäre Fähigkeiten. Die Rollen von Ehemann und Ehefrau, Mann und Frau und ihre entsprechenden Tugenden unterscheiden sich daher (Pol I 12, 1260a2-4). Frauen haben aufgrund ihrer körperlichen Verfassung zwar die Anlage, intelligenter als der Mann zu sein, sie sind aber auch weniger temperamentvoll, weicher und weniger mutig. Das bedeutet, dass sie, ähnlich wie zähm- und erziehbare Tier, leichter zu beherrschen sind. Weibliche Tiere sind im Durchschnitt weniger aggressiv und neigen eher zu Gefühlen der Zuneigung. In Bezug auf domestizierbare Tiere spricht Aristoteles in diesem Zusammenhang davon, dass weibliche Tiere eher „die Hände an sich heranlassen“ (HA VIII(IX) 1, 608a25-27). Diese Tendenzen sind für den Zusammenhalt von Gemeinschaften von entscheidender Bedeutung; schließlich ist es letztlich die Freundschaft, die einen Stadtstaat zusammenhält (EN VIII I, 1155a22-28).

Aus der freundlichen Natur der Frauen folgert Aristoteles aber auch, dass sie weniger mächtige und effektive Herrscher sind. Sie sind gut darin, Befehlen zu folgen und die umfassenderen Ziele der Männer zu unterstützen. Im besten Fall, wenn sie richtig erzogen wurden, werden Frauen ihre Tugenden, durch Vertrauen und Liebe wie treue Hunde ausüben. Dies steht offenbar in einer gewissen Spannung zu der Tatsache, dass Frauen in der Lage sind, komplexe Gedanken zu denken und ausgearbeitetere Lösungen auf Probleme zu finden als Männer. Aristoteles scheint sich dessen bewusst zu sein, wenn er im Anschluss an seine Erklärung für die mangelnde Autorität der Frau das Sprichwort „Schweigen bringt den Frauen Schmuck“ zitiert (Pol. I 13, 1260a30). Dieser Spruch wird dem rasenden Ajax in den Mund gelegt, der sich damit an seine wesentlich vernünftigeren Frau Tekmessa wendet, die – sich im Recht wissend – versucht, ihren Mann zur Vernunft zu bringen, damit aber gegen das gängige Frauenbild verstößt. Aristoteles bemerkt, dass der Mangel an Macht, der ihren moralischen und intellektuellen Fähigkeiten entgegensteht, Frauen oft frustriert und unglücklich über ihr Schicksal werden lässt. Dieses Problem kann aber durch Erziehung behoben werden. Deshalb ist für Aristoteles eigentlich auch die fehlerhafte Erziehung der Frau die Ursache für

Unordnung und Unglück im Staat, was er am Beispiel des Stadtstaats Sparta anführt (Pol. II 9, 1269b13-1270a15; Rhet. I 5, 1361a11-12). Frauen müssen ihren Platz in der politischen Gemeinschaft kennen und dazu müssen sie von der Kindheit an angeleitet werden.

Für Aristoteles sind Männer von Natur aus besser für Regierung, Krieg und Handel geeignet, Frauen für Haushaltsführung, das Aufziehen der Kinder und die Aufrechterhaltung des sozialen Zusammenhalts. Wenn diese Unterschiede durch Erziehung richtig gehandhabt und geformt werden, können die negativen Charaktereigenschaften, zu denen beide Geschlechtern veranlagt sind, kontrolliert oder sogar beseitigt werden. Männer werden dann nicht so aggressiv, wild und primitiv sein und Frauen weniger eifersüchtig, klagend und hinterlistig, als es die typischen Rollenbilder in der *Historia Animalium* nahelegen. Obwohl der Mensch die Möglichkeit hat, durch Vernunft seine natürliche Veranlagung zu überwinden, kann er sich auch dazu entscheiden, das davon zu bewahren, was er für nützlich hält (Pol. VII 13, 1332b8-9). Genauso gilt die Macht, die Männer von Natur aus Frauen gegenüber haben, Aristoteles als nützlich und dem Zweck der *Polis* dienlich, weshalb durch die Erziehung die weibliche Dienstbarkeit und Unterwürfigkeit bewahrt werden soll, trotz ihrer größeren Veranlagung zu Intelligenz und Tugend.

Literaturverzeichnis:

Cavarero, A. (1995) *In Spite of Plato: A Feminist Rewriting of Ancient Philosophy*, Trans. S. Anderlini-Onofrio (Cambridge: Polity). Originally published as *Nonostante Platone: Figure femminili nella filosofia antica* (Rome: Editori Riuniti, 1990).

Connell, S. (2016) *Aristotle on Female Animals: A Study of the Generation of Animals* (Cambridge University Press).

Connell, S. (2019) 'Care and Parenting in Aristotelian Ethics' *Proceedings of the Aristotelian Society* 2018-19.

Deslauriers, M. (1998) 'Sex and Essence in Aristotle's Metaphysics and Biology' in C. Freeland (ed.) *Feminist Interpretations of Aristotle* (University Park, PA: Pennsylvania State University Press).

Deslauriers, M. (2003) 'Aristotle on the Virtues of Slaves and Women', *Oxford Studies in Ancient Philosophy* 25: 213-231.

- Deslauriers, M. (2009) 'Sexual Difference in Aristotle's *Politics* and his Biology', *Classical World* 102, 215-230.
- Fortenbaugh, W. (1977) 'Aristotle on Slaves and Women', in eds. J. Barnes, M. Schofield, and R. Sorabji (eds.). *Articles on Aristotle—2: Ethics and Politics* (London), pp. 135–39.
- Gelber, J. (2018) 'Female in Aristotle's Embryology' in A. Falcon and D. Lefebvre (eds.) *Aristotle's Generation of Animals: A Critical Guide* (Cambridge University Press), pp. 171-187.
- Green, J. (1992) 'Aristotle on Necessary Veridicality, Body Heat, and Gendered Proper Places in the Polis: A Feminist Critique', *Hypathia* 7: 70-96.
- Lefebvre, D. (2018) 'Aristotle's Generation of Animals on the Separation of the Sexes, in D. Sfendoni-Mentzou (ed.) *Aristotle: Contemporary Perspectives on his Thought. On the 2400th Anniversary of Aristotle's Birth* (De Gruyter: Berlin), pp. 75-93.
- Leunissen, M. (2017) *From Natural Character to Moral Virtue in Aristotle* (Oxford).
- Levy, H.L. (1990) 'Does Aristotle Exclude Women from Politics?', *The Review of Politics* 52.3: 397-416.
- Modrak, D. (1994) 'Aristotle: Women, Deliberation, and Nature' in B. Bar On (ed.), *Engendering Origins: Critical Feminist Readings of the History of Western Philosophy* (Albany, NY: State University of New York Press), pp. 207-222.
- Nielsen, K.M. (2015) 'The Constitution of the Soul: Aristotle on Lack of Deliberative Authority', *The Classical Quarterly* 65:2, 572-586.
- Saxonhouse, A. (1985) *Women in the History of Political Thought* (New York).
- Sissa, G. (1992) 'The Sexual Philosophies of Plato and Aristotle' in G. Duby and M. Perrot (eds.), P.S. Pantel (ed. Vol I); A Goldhammer (trans.), *A History of Women in the West*, vol. I, pp. 46-81. Originally published as *Storia delle Donne in Occidente* (Rome: L'Antichita, 1990).
- Tuana, N. (1994) 'Aristotle on the Politics of Reproduction' in B. Bar On (ed.), *Engendering Origins: Critical Feminist Readings of the History of Western Philosophy* (Albany, NY: State University of New York Press), pp. 189-206.